

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 1

Artikel: Die Samojeden
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Samojeden-Cypen.

Die Samojeden.

Die Samojeden sind ein der ural-altaischen Völkerfamilie angehörendes, den Lappen und Finnen verwandtes Volk. Sie wohnen in den Tundren Nordrusslands und Sibiriens und leben von Rentierzucht, Jagd und Fischfang. Früher ein großes Volk, sind sie durch die Berührung mit der europäischen Kultur, namentlich infolge des Schnapsgenusses, dem sie leidenschaftlich frönen, degeneriert und gehen dem Untergang durch Aussterben entgegen. Man schätzt ihre Zahl heute noch auf 15—22,000 Seelen. Am dichtesten wohnen sie im Kreis Mesen des russischen Gouvernements Archangelsk am Weißen Meere beilammen.

Die Samojeden sind die ärmsten und gottverlassensten Menschen auf Erden. Sie bewohnen Gegenden, die von der Natur am stiefmütterlichsten bedacht sind. Nur wunderfelten kommt ein Europäer zu ihnen in die Einöde der Tundra und kauft ihnen Pelze ab gegen — den geliebten Schnaps. Meist fahren sie selbst auf den Markt nach der Küstenstadt — nach Mesen oder Archangelsk, um dort im Tauschhandel sich die erwünschten Waren zu verschaffen. Das sind dann wochenlange strapaziöse Reisen in Rentierschlitten, die nur im Winter, wenn die Tundra mit einer harten Eis- und Schneeschicht bedeckt ist, ausführbar sind.

Im Sommer ist die Tundra eine schier unpassierbare Sumpfwüste. Der Boden gefriert nur oberflächlich auf und das Schmelzwasser kann weder versickern, noch wird es durch die kraftlose Sonne aufgetrocknet. Die weiße baumlose Einöde des Winters hat sich in eine fahle Moosfläche umgewandelt, in der da und dort ein krüppelhaft am Boden dahinkriechendes Pflanzengebilde, das man kaum Strauch nennen kann, wuchert, die Zwergbirke. Kahle, grauliche oder gelblichfahl scheinende Hügelreihen stimmen mit dieser Einöde so recht überein.

In diesen sumpfigen, mit zäh-

verschlungenen Zwergbirkenranken überdeckten Tundraboden sinkt der Wanderer bei jedem Schritt bis meist über die Knöchel ein und kommt nur mühsam fort. Er benutzt zum Weiterkommen, wo immer möglich, die festeren Untergrund bietenden kahlen Höhenzüge. In der Nacht sinkt die Temperatur auch im Sommer meist unter Null und der Reisende friert auch im Zelte und im Pelz noch gehörig.

Und doch ist der Sommer für die Bewohner der Tundra die schöne Zeit. Denn da finden die Rentierherden genügend Nahrung, und der Samojede sieht sein einziges Besitztum sich vermehren und gedeihen, wenn nicht etwa — was nicht selten vor-

kommt — die Rentierseuche seine Herde dezimiert. Im Winter scharrt sich das Rentier mühsam seine Moosnahrung unter dem Schnee hervor oder macht Jagd auf Lemminge, die es selbst begierig verzehrt. Die Lemminge, fast schwanzlose, den Feldmäusen ähnliche Nager, sind bekannt durch ihre merkwürdigen Wanderungen. Die sibirischen Lemminge überschreiten Ende Mai bis Mitte Juni in unzählbarer Menge den Ural und dringen bis ans Weiße Meer vor.

Außer Lemminge und Wühlmäuse hat die Tundra nur wenige Tierarten aufzuweisen. Spärliche Eisenten, einige Goldregenpfeifer, wenige Raubvögel beleben die tödliche Stille. Insekten fehlen fast ganz mit Ausnahme der Mücken, die nur zu zahlreich auftreten und eine eigentliche Landplage darstellen.

Samojeden, d. h. Kanibalen, werden die Bewohner der Tundra von den Russen genannt. Dieser Name tut ihnen Unrecht; sie sind keine Menschenfresser; im Gegenteil, sie sind friedfertige, ehrliche Leute, auf die man sich verlassen kann, wenn auch ihr Christentum ein recht äußerliches ist, und die Erinnerung an die alten heidnischen Götzen ihnen noch tief im Blute steckt. Wie uneigennützig die Rentier-Nomaden des Nordens dem



Samojeden-Familie in der Umgebung von Archangelsk.

Fremden gegenüber handeln können, davon erzählt die nachstehende Geschichte. Unsere Bilder lassen erkennen, daß die Samojeden keineswegs kulturlos sind. Ihre Kleider-Pelzmäntel, mit den Haaren nach innen getragen, sind wie bei den Grönländern durch eingeflochtene weiße Lederstreifen verziert. Sogar die Kinder tragen solche Staatskleider. Von der wirklich etwas kanibalischen Art, wie sie ein frisch geschlachtetes Renttier roh verzehren — das Brennmaterial ist in der baumlosen Tundra zu selten — zeugt das untenstehende Bild. Außer einer phänomenalen Gefräßigkeit — eine Samojedenfamilie fröst ein Renttier bei einer einzigen Mahlzeit schier mit Stumpf und Stiel auf — eignet ihnen eine nicht zu beschreibende Unreinlichkeit. Diese Eigenschaft haben sie übrigens mit allen nordasiatischen Völkern gemein und nicht zuletzt mit ihren russischen Herren.



Samojeden mit Renttier-Schlitten.

Verlassen in der Tundra.

Nach W. Jochelson.

In einem Schlitten, gezogen von einem Renttier, war Jochelson einen Tag lang über die Tundra gefahren. Gegen Abend riß ein Strich. Kutscher und Renttier sausten weiter. Der Reisende sah im Schnee — ganz solo und vergessen, denn der Kutscher fuhr wie gesagt zunächst weiter und merkte erst nach langer Zeit, daß er das Hauptstück des Transportes, nämlich den Reisenden, verloren hatte.

Der Kutscher kehrte um, Jochelson ward weiter spedit, tam glücklich in das Nachtquartier und lernte hier den Sohn des Jakuten Nikolaus Sleptzoff kennen, welcher von seinem Vater eine Geschichte erzählte, die so typisch für das Leben in der verschneiten Tundra ist, wie nur eine. Was damals der Sohn berichtete, erzählte der greise Dulder dann später dem Reisenden selbst. Und diese Erzählung des Mannes, der 17 Tage lang in der Tundra gehungert und gelitten hatte, soll hier folgen:

Dies trug sich zu im Jahre, in welchem der Gouverneur der Provinz Jakutsk den Bezirk Kolyma mit seinem Besuche beehrt hatte. (1883). Ich weilte damals bei den Tungusen. Noch neun Tage blieben bis zum Frühlingsfeste des heiligen Nikolaus (9.—21. Mai). Ich beabsichtigte, von den Tungusen nach Hause auf die Station Andalach zurückzufahren. Zu jener Zeit wohnte ich in Andalach. Mein

Gepäck bestand aus 900 Wyporotki (Felle von einem Monat alten und noch jüngeren Renttieren), ein paar hundert Polarfüchsen und anderen Pelzwaren, die ich bei den Tschuktschen und Tungusen auf Tee, Tabak und dergleichen umgetauscht hatte. Ich nahm bei den Tungusen zwei Führer mit. Mein eigenes Gespann bestand aus neun Hunden. Das Gepäck führten die Tungusen auf fünf mit Renttieren bespannten Rarten, so daß der ganze Zug aus acht Rarten (Schlitten), neun Hunden und neun Renttieren, von denen zwei Reserve waren und frei gingen, bestand. Die Tungusen spannen nämlich in der Tundra an die Gepäckearten je nur ein Renttier an. Wir fuhren auf diese Weise eine Nacht und zwei Tage lang und erreichten die Grenze der Wälder. Die Tungusen erklärten mir, daß sie jetzt umkehren wollten. Nicht weit von hier gegen Süden — sagten sie — läuft die große Straße, an welcher du in einer Tagereise die ersten jakutischen Bewohner treffen wirst. Geradeaus auf diesem Wege wirst du sie erreichen und wirst dort deine Leute (Angestellte) finden.

Wir nahmen zusammen das Mittagssmahl auf dem Schnee ein und tranken Tee. Die Tungusen luden meine Waren auf dem Schnee ab und kehrten zurück. Alle Warenballen sollten hier so lange liegen bleiben, bis ich meine Arbeiter nach denselben geschickt haben würde. So blieb ich denn allein. Gemäß der Weisung der Tungusen begab ich mich auf meinem Hundeschlitten gegen Süden. Es war kein Weg da. Ich reiste einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, konnte aber die große Straße nicht finden. An dem Ort, wo mich die Tungusen verlassen hatten, zog sich der Wald in der Form einer Bandzunge in die Tundra hinein. Südlich und westlich breitete sich wieder die Tundra aus. Ich erkannte, daß ich mich verirrt hatte. Ich ließ die Hunde allein und ging zu Fuß den Weg zu suchen, wobei ich sehr zu schwitzen anfang. Der helle Widerschein der Schneegebilde blendete mein einziges Auge, Schweißtropfen gelangten hinein, und es wurde mir dunkel, so daß ich wie durch einen Nebel sah. Ich kehrte zu meinen Hunden zurück.

Es war vollkommen hell. Beim Sonnenaufgang jedoch (der dort in jenem Monat 1½ Stunde nach dem Sonnenuntergang erfolgt), entstand ein Schneesturm, der alles in Dunkel einhüllte. Raum konnte ich die Schweife des letzten Paares der an die Rarte angespannten Hunde sehen. Ich war gezwungen anzuhalten, um das Ende des Schneesturmes abzuwarten. So bin ich 24 Stunden lang liegen geblieben. Ich bedeckte die Rarte mit dem Tordoch*) und verbarg mich unter demselben. Vorher gab ich den Hunden zu fressen, nahm selbst auch eine Mahlzeit aus Renttierzungen und -fett, legte mich unter dem Tordoch nieder und schlief ein.

*) Tordoch nennt man einige zusammengeknähte geräucherte Renttierleber, womit man das Gerippe der Wohnungen und auch die Rarten mit ihrem Gepäck bedeckt.



Samojeden beim Schlachtfest.